

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 203 (1930)

Artikel: Die Quelle
Autor: Amstutz, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Quelle.

Eine Legende von Ulrich Amstutz.

Vor Jahrhunderten war es noch still das Simmental hinauf. Da hatten die Mürmeli auf den Felsmatten noch gute Zeiten. Sie wurden sommers nicht jede naselang aus der Sonne verjagt und brauchten auch nicht auf Touristen aufzupassen, um rechtzeitig die Finken zu klopfen.

Immerhin standen schon damals unweit Oberwil ein paar Hütten im Wind, und eine Handvoll Menschen wohnten auch darin — junge und alte. So lebte dazumal auf den Waldmatten der Gsäß der Wenk Sämti mit seinem strohblonden und wunderhübschen Anneli; sein Weib war ihm in den Haustagen an brestigem Herzen gestorben. Und auf der Hübelimatte wirtschafteten die Eheleute Albiger mit ihrem zwanzigjährigen, baumstarken und stattlichen dunklen Hanspeter.

Die Kinder kannten sich von klein auf und liebten sich eigentlich schon von den Windeln weg. Erst aber staunten sie einander noch von hüben und drüben des Baches an und schenkten sich Glühblumen und glitzerige Steinchen. Dann durchstreiften sie auf der Beerenjagd miteinander die Wälder. Eine Zeitlang war der ältere Hanspeter der Führende, bald genug aber der Geführte. Anneli wußte, wo die Berghasen nesteten, und Hanspeter mußte die jungen Bälge, die Kinder, wie sie sagte, sehen. Und er mußte mit ihr auf den Zehen zu den Birkhühnern düßeln und ihr helfen, das Nest der frierenden und schlotternden Fabeltiere mit Blumen zu schmücken. Er mußte ihr versprechen, nie ohne sie die Nester aufzusuchen; und er versprach es; er tat überhaupt alles, was das herzige Kind verlangte. Später neckten sie einander. Er sei ein Bär, ein tagiger, sagte Anneli. Und solche Augen, wie sie habe, seien überhaupt keine Augen, lachte sie Hanspeter aus, das seien Reckholderbeeren und paßten zum gelben Haar wie die Ruh aufs Scheunendach. Wenn Anneli lachte, so lachte Hanspeter fröhlich und ausgelassen, fast übermütig mit, und wenn sie beide lachten, lachten die Bergmeisen und die Viehfalter, die Kummertannen und Strudelbächlein mit.

Sommers hütete Anneli das Vieh auf den Gsäßweiden in der Waldblütti, und Hanspeter ließ auf den weiten Wankliweiden grasen.

„Heidu!“ rief sie in den Wald, das sollte heißen: „Grüß dich Gott, Peterlein!“ und „Hei=du=ia=do“ gab der Wald zurück. Abends führten sie die Viehware zum Riedbach zur Tränke und ziggelten auch hier eines miteinander. —

Mit siebzehn Jahren wurde Anneli über alle Maßen schön. In Haar und Gesicht war jetzt etwas von der Tausfrische des Bergfrühlings. Die Augen aber mahnten an tiefe Abgründe und brannten manchmal in seltsamem Feuer.

Da verstieg sich Anneli einmal mit einer Geiß in den Flügen des Widdergrindes.

„Wolltest du schauen gehen?“ fragte der Gsäß-Wenk Hanspeter an der Tränke.

„Denk wohl werde ich nachsehen müssen, wenn sich ein strohdummes Meitli versteigt“, schimpfte Hanspeter und stieg langschrittig und armschlenkerig über die Matten.

Anneli machte ein schiefes Mäulchen, als es Hanspeter kommen sah: „Hole du nur die Grauscheß, ... ich komme schon allein heim!“ Aber sie rührte sich nicht vom Flecken. Sie hatte den rechten Fuß verstaucht und konnte keinen Schritt vorwärts machen.

Hanspeter wies erst der Geiß den Weg und mußte dann Anneli auf seinem Rücken hinuntertragen. Dabei drückte ihn Annelis leichte Last und weiche, warme Rundlichkeit siedendheiß durch den Melkermuß. Und etwas sprang wie ein Funke in ihn, der sich durch den warmen Atem im Nacken in eine brennende Flamme entfachte. Daheim angekommen, war es schon ein Brand.

Nach einigen Tagen der Ruhe wurde Annelis Fuß wieder heil, und die beiden führten ihr Vieh wieder auf die Weiden. Aber Hanspeter war anders geworden. Das Essen schmeckte ihm nicht mehr, und seine Blicke hingen an nichts mehr als nur an Annelis roten Backen und saftigen Lippen. Er hatte seinen Milchnapf versteckt und trank aus Annelis Napf an derselben Stelle, an der vorher ihre Lippen gehangen. Er tat nur das, was Anneli auch tat. Schwieg sie, so wurde Hanspeter stumm wie ein Fisch,

und summtete sie ein heimliches Liedchen, so kam Hanspeter das Tadeln an. — Eines Abends blieb er plötzlich vor Anneli stehen und sagte, er habe sie gern.

„Dummer Bub, soll es denn anders sein?“ fragte Anneli unbefangen.

„Ich möchte dir einen Schmaß geben!“

„He, so tue es doch!“

Hanspeter küßte sie. Aber Anneli wischte sich den Mund und machte eine Grimasse.

„Was soll jetzt das Dummes sein?“ fragte sie, „solches Geschlecht gefällt mir nicht! — Da ist mir ein Sauerapfel oder ein Stück Zieger lieber!“ Sie sprang davon, und Hanspeter kam sich furchtbar dumm vor.

Gegen den Sommer hin kamen einmal der Junker von Spiez und der Ringoldinger mit vielen Edelknechten und Reisigen, das Stodgebiet abzujaßen. Es konnte nicht fehlen, daß die bunten Röcke auch auf die Wanfliweiden trieben und vom Wenf Sämi einen Schluck Milch beehrten. Die Tochter mußte her und den Milchkübel herumreichen. Und weil alle gar entzückt ob des Mädchens Liebreiz waren, mußte sie bei jedem zuerst einen Schluck trinken, ehe er seine bärtigen Lippen an den Kübel setzte.

„Was sind das für dumme Männer“, dachte Anneli und lachte sie alle heimlich aus.

Aber den Männern mußten Annelis Lippen eine Welt von Verheißungen bedeuten. Wenigstens strichen sie die ganze Zeit um das Mädchen herum wie die Rake um den heißen Brei. Indessen war Anneli freundlich gegen jedermann und lächelte jeden treuherzig an, denn sie kannte die Liebe nicht, und ihr Herz war noch nicht erwacht. Es schlief noch fest und ahnungslos unter dem verschnürten Mieder.

Die Junker waren längst abgezogen, und Hanspeter und Anneli weideten wieder die Rinder und Geißen auf den Matten.

Da kam eines Tages einer der Reisigen aus des Junkers Gefolgschaft und wünschte Anneli zur Frau. Er liebe sie und könne nicht mehr ohne sie leben, sprach er. Aber Anneli verstand nicht, was er meinte; sie lachte nur und wies ihn ab. Als sie abends mit Hanspeter am Riedbach stand, schnaufte ein anderer den Bachlauf nach und beehrte sie ebenfalls zur Frau. Auch bei diesem

lachte sie und hieß ihn gehen. Hanspeter, der dabeistand und darum litt, sagte nur: „Du weißt nicht, wie schön du bist!“

„Ich will einmal im Brunnen Spiegel nachsehen!“ lachte Anneli und berichtete andern Tags arglos: sie habe nichts entdecken können. An diesem Tage kamen gleich ihrer vier aus des Junkers Gefolge und warben um sie. Und da sie nicht jeder besitzen konnte, gerieten sie in Streit und zogen die Schwerter wider einander. Bald vernahmen sie, daß einer um Annelis Schönheit im Zweikampf gefallen sei und ein anderer sich aus Gram über seine hoffnungslose Liebe in die Simme gestürzt habe. Da schwammen Annelis Augen in Tränen, und sie weinte, bis sich die Augen trübten und in tiefen Schatten lagen. Aber sie wußte noch immer nicht, was Liebe war, sie wußte nichts, blieb arglos und konnte nicht begreifen, daß fremde Männer etwas von ihr wollten.

Die Wochen vergingen; es kamen noch ihrer viele und beehrten ihre Schönheit, die sie nicht kannte, aber Anneli lächelte immer und wies alle ab. Zuletzt kamen noch zwei Edelknechte und boten ihr Herz und Sitz an. Aber da ihr Herz immer noch schlief, konnte sie die beiden letzten auch nicht erhören. Nur danken konnte sie ihnen für die Ehre, nur danken.

Einmal, nach langen Regentagen, fiel ihr auf, daß sich seit Wochen Hanspeter nicht gezeigt hatte. Es war jetzt schon kalt auf den Höhen, und das Vieh ward Schritt für Schritt talwärts getrieben. An einem sonnigen Spätherbsttag trieb es Anneli, ihren Kameraden zu sehen. Sie schritt nach der Grenzscheide und rief Hoi-ho in den Wald. Aber keine Antwort kam ihr daraus zurück. Da ging sie auf die Hübelimatten. Von den Alten wurde sie übel aufgenommen. Hanspeter sei heute morgen auf und davon gegangen. Handgeld wolle er nehmen, habe er gesagt; fremden Kriegsdienst wolle er tun. Vielleicht, daß ihm eine feindliche Kugel den Frieden wieder gebe, den sie, die Hexe, ihm gestohlen, sagten sie. Flüche und Verwünschungen geleiteten Anneli heimwärts.

Und eine hilflose Angst, auch Hanspeter könnte sich ein Leid antun, raubte ihr alle Ruhe. Wöllig gebrochen ging Anneli heim und kniete

in ihrer Kammer nieder. Sie bat und flehte inständig zur allerheiligsten Muttergottes, sie möchte ihr doch die Fühllosigkeit nehmen und dafür die Liebe lehren, von der die Menschen sagten, daß es etwas Wunderbares sei.

Während sie betete und weinte, sich anklagte und flehte, hörte sie von fern her Töne klingen, und glaubend, daß es wieder ein Sterbeglöcklein sei, das einem ihretwegen an Herzeleid Gestorbenen zu Grabe läute, jammerte sie: Wenn ich nur nicht so schön wäre, wie die Männer sagen; ach wenn mir nur jemand diese Schönheit nähme, die nur Unglück und Verderbnis bringt. Wenn ich nur so häßlich würde, daß mich keiner mehr möchte.

So betete Anneli zur allerheiligsten Muttergottes bis tief in die Nacht und schlief, von Jammer überwältigt, auf dem Fußboden ein. Als sie am Morgen erwachte, hatte die Sehnsucht ein Dornenkrönlein um ihr Herz gelegt, daß es vor Schmerz leise blutete und sie mit einem unbändigen Verlangen nach Hanspeter erfüllte.

Draußen vor der Tür aber wartete Hanspeter, um von ihr für den Kriegsdienst Abschied zu nehmen. Er war sehr bleich und wortfarg.

„Geh nicht!“ bat ihn Anneli und hing sich an seinen Hals. Da strömte ein eigenes Gefühl durch sie. Sie wußte nicht, war es sieghafte Stärke oder schwache Elendigkeit. Sie weiß nicht, soll sie Hanspeter schlagen oder ihn vor Lust und Weh an sich erdrücken. Ihre Freude, ihn wieder zu haben, ist so grenzenlos, daß es sie versprengen will; sie muß sich irgendwie Luft machen. Am liebsten hätte sie ihn gepackt und auf die Holzbeige vor der Hütte gesetzt und wäre den Berg hinaufgerannt. Oder sie hätte in den Wald gehen können und jauchzen oder sich ins feuchte Gras werfen und weinen, das Herz ganz freiweinen.

Aber sie tat nichts, als an Hanspeters Hals hangen und lächeln. Und Hanspeter sah es, bog ihren Kopf zurück und gab ihr einen langen, langen Kuß. Wenn die beiden zwischenhinein frische Luft schöpften, hieß es vom einen zum andern nur immer: „Mein“ und „Dein“, und dann küßten sie sich wieder, gerade so, wie es heutigen Tages die jungen Leute noch machen, wenn sie nichts mehr zu reden wissen.

So hatte die Muttergottes Annelis ersten Wunsch erfüllt.

Aber auch die Erfüllung des zweiten ließ nicht auf sich warten.

Denn am andern Morgen wartete Hanspeter auf der Weide umsonst auf Anneli, und Mutter Abiger, die auf die Gsäß gegangen war, um Anneli zu sagen, daß ihre Verwünschungen Luft sein sollten, da Hanspeter gesund heimgekehrt sei, berichtete und schlug die Hände zusammen, Anneli sei über Nacht ein altes, häßliches Weib geworden.

„Was Donners auch!“ sagte Hanspeter und flog nach der Gsäßhütte.

Nein, so etwas war kaum zu erleben: Anneli lag auf dem Laubsack und hatte aschgraues Haar; davon lag die Hälfte noch ausgekämmt am Boden. Der Blick hing wie erloschen in tiefen Schatten; die Wangen waren lederhäutig und mit Warzen übersät, und am Hals waren Geschwülste, eine größer als die andere. Dazu drückte sie eine Stimme heraus wie eine Säge im grünen Holz, und wurde heublau, wenn sie sprach.

Hanspeter verstand nur Brocken wie: „Du... nicht mehr gern... häßlich... nicht lieben... Muttergottes...“ Er stand wie erstarrt; der Boden drehte sich im raschen Kreisel rund herum, und er schaute blöde auf die Tränenbächlein, die Anneli über die Wangen rieselten.

Erst stieg nun eine widerliche Abneigung gegen Anneli in ihm auf, die ihn fliehen hieß. Und doch wiederum brachte er die Füße nicht vom Boden weg. Der Schreck hatte sie wie festgenagelt. Nun aber schlich, je länger er sie anschaute und an ihrem Lager stehen blieb, eine Ergriffenheit in ihn, die immer tiefer und tiefer wurde und sich zum grenzenlosen Erbarmen steigerte. Er schloß für einen Augenblick die Augen, wie um nichts mehr sehen zu wollen, und erblickte jetzt Anneli in ihrer strahlendsten Jugendllichkeit und Lieblichkeit vor sich, auf der Alm, am Bach, er fühlte wieder die Wärme ihres Körpers durch ihn rieseln wie damals, als er sie aus den Flügen des Widdergrindes hräkte.

Als er die Augen wieder öffnete, sah er sie nur noch in einem verinnerlichten Bilde, und er meinte, daß er sie häßlich gefunden, habe er nur geträumt. Es durchströmte ihn warm und

wohlig, als er ihre eine Hand ergriff, und die Liebe, die an nichts Außerlichem hängt, schlug heiße Wellen durch ihn.

„O Anneli,“ redete er, „was redest du da? Nicht mehr schön? — Ich habe dich doch lieb! Meinst, ich sei so einer? — Du bist ja nur krank. Ich will Kräuter suchen, und die Mutter muß Tränke brauen, ganze Kübel voll. Sollst sehen, das hilft; das werden wir bald haben.“

Und Hanspeter konnte noch scherzen: Wenn sie schon keine Augen mehr habe wie Rothholzbeeren, so brauche er sich doch vor ihrer Dunkelheit auch nicht mehr zu fürchten, und überhaupt: habe er denn der Ruh, die den Maulbrand gehabt, nicht auch geholfen? Also, nur Vertrauen solle sie haben, und Geduld, ... und zur Muttergottes solle sie beten, da sie ihr nun die Liebe gelehrt, sei ihr die Erfüllung des zweiten Wunsches geschenkt; die Schönheit drücke sie nun rein gar nichts mehr. —

Und so erging es dem Hanspeter: jedesmal, wenn er sie anblickte, kamen ihm die lustigsten Streiche in den Sinn, die sie zusammen getrieben, und auch, wie Anneli sonnig lachen konnte, und wie ein gutes Herz sie gegen alle gehabt, und er sah ihre Häßlichkeit gar nicht. Für ihn blieb sie das liebe, sonnige Anneli und blonde Geschöpf Gottes von ehedem.

Aber Anneli war nicht nur häßlich geworden, sie war auch wirklich krank. Sie fieberte und redete manchmal irres Zeug, daß dem guten Hanspeter ganz übel zumute wurde. Vom Junker in Spiez phantasierte sie, der die Hasenester ausnehme, und von den Edelknechten, die die jungen Rebhühner auf ihre Lanzen spießten und den Mürmeli nachjagten. Dann wieder rief sie Hanspeter in den Wald, und Hanspeter stand im hintern Gaden und rief „Hoi-ho“ zurück, daß Anneli meinen sollte, es sei das Echo.

So war ein böser Winter vorbeigegangen.

Als die Kirchmattlaui zu Tal gefegt und der Guggen im Gsäzwald rief, glühte Annelis Lebenslichtlein nur noch wie ein verflackerndes Lämplein, und ihre Beine waren so schwach, daß sie sich schon lange nicht mehr im Brunnen-Spiegel betrachten konnte.

Hanspeter befand sich jetzt tagelang auf der Suche nach Kräutern. Er brach die lichtgrünen

Lannenschößlinge, und Anneli schlürfelte einen harzigen Trank davon. Aus Enzianensaft rieb er Annelis Glieder ein, und abends genoß sie eine Brühe aus Edelraute, Silberwurz und Alpenweilchen. Konnte Anneli nicht recht schlafen, so gab er ihr die Tropfen aus dem Saft von Nelken, Mohn und Steinbrech. Bereits hatte Hanspeter den Hund geschlachtet, um aus dem Fett eine den Rücken stärkende Salbe zu ziehen, und die Milch der besten Kuh wurde zu nichts anderem als zu Aufschlägen auf das immer leiser klopfende Herz verwendet.

Aber alles Brödeln und Brauen und Salben und Reiben half nichts. Anneli wurde immer schwächer und schwächer und verfiel zusehends. Nur Hanspeters Liebe wuchs, je mehr er sein Mädchen entschwinden sah, und Annelis Verlangen nach Hanspeter war so groß, daß sie jedesmal vor Sehnsucht fast verging, wenn er auf der Kräutersuche herumirrte.

Einmal, es war so um die Maimitte, sah Hanspeter auf einer Felsennase der Leiterweid und dachte ganz fest, so, als müßte er einer Laus das Hirnlein suchen, darüber nach, was er noch alles anstellen könnte, um sein Anneli wieder gesund und auf die Beine zu bringen. Schön brauchte sie gar nicht mehr zu werden, wenn sie nur gesund wurde, und die Sonne wieder ohne Schatten schien auf der Gsäzweide. Den ganzen Tag war er auf allen Gipfeln herumgeflattert, war von Trift zu Trift gestiegen, um nach neuen Kräutern zu suchen; kein Plätzchen war weit herum mehr zu finden, das er nicht schon abgesucht hätte; überall war er gewesen, bis auf die Bunschlischlucht. Nun war er müde. Er hätte stehend einschlafen können. Gerade als Hanspeter die schläfrigen Augen der sinkenden Sonne zuwandte, sah er um die Felsennase, auf der er saß, ein kleines Chudermannli biegen. Hanspeter schaute ihn verwundert fragend an, und das Männlein blickte wissend zurück. Dann lächelte es, wies mit dem Daumen über die Schultern und verschwand eilig. Der Richtung nach hatte das Männlein direkt in die Bunschlischlucht gewiesen. — Aber dorthin — puh — nein; es schüttelte Hanspeter, wenn er daran dachte, denn dort unten war es nicht geheuerlich. Dort

drinnen sollte es am Tage so finster sein, daß man die Hand nicht vor dem Gesicht sah. Der Tag kam nie hinein, bloß der Mond, der bleiche und traurige Mond. Und wenn der blinkerte, wurde die Schlucht voll Leben. Es schlich dann in langem Zuge hervor: Tiere, Männer und Weiber, große und kleine. Poß, darüber wußten sie winters auf den Rachelöfen in den Hütten im Bühlmiesch und im Wäschhof zu berichten, daß es einem eiskalt über den Rücken lief. Da war zum ersten der Mönch mit dem Kopf unter der Kutte, der sich plötzlich dem Bauer aufs Räß setzt und ihn hinterrücks mit der Knochenhand erdrosselt. Man hatte Beispiele. Der Mieschbauer, Hansniklaus, der vom Erlbacher Markt kam und den man am Morgen auf der Zelgmatte tot liegen fand, die Augen sperrangelweit offen. Es ist doch klar, der Mönch, der es hinterrücks mit den Riggisberger Klosterfrauen gehalten und sein Gelübde gebrochen, mußte heimlich weggeschafft werden. Er fiel in die Schlucht und rächt sich an allen und besonders an denen, die daheim ein Weib haben. Und nicht zu vergessen die unglückliche Nonne, die in eiskalter Nacht im Hemd aus dem Kloster gejagt wurde und nun ruhelos und friedlos in der Schlucht herumirrt und immer den Ausgang sucht. Jeden, der hineingerät, umarmt sie eiskalt und drückt ihn so lange an sich, bis er tot umfällt. Dem Bunschlubach nach hervor zieht es in mondhellen Nächten in langem Zuge von dreibeinigen Hasen mit Roßschwänzen und schneeweißen, rehgroßen Ratten mit traurigen Menschengen; die lauern sogar vorn an der Heerstraße einsamen Wanderern auf. Wehe, wenn einer auf einem Gaul daherkommt. Der Kopf von Roß und Mann ist bald vertauscht, und hinein geht's in die Untiefen der Schlucht auf Niemehrsehen.

So überdachte Hanspeter die Großmuttergeschichten und schlief darüber vor Müdigkeit ein.

Nun hatte er einen gar seltsamen Traum: Er stand am Eingang zur Schlucht und hörte das Rauschen des Wassers. Die Fälle tosten und die ganze Schlucht war von weißer Gischt erfüllt. Jäh stiegen die Felswände an. Von oben herunter aber sandte die Sonne ihren schönsten Strahl, so daß der Wasserstaub glänzte

wie ein Regen von Edelsteinen. Ganz hinten aber, wie durch einen prächtigen Schleier hindurch zu sehen, saß an einer plaudernden, dampfenden Quelle ein schöner Knabe. Er hatte viele Wundmale am Körper und nannte sich Sebastian. Wie er seinen Namen nannte, umstrahlte ihn ein milder Goldglanz wie ein Heiligenschein. Er füllte Krüge aus der Quelle und stellte sie in ungezählten Reihen auf den Boden ringsum oder auf die Felsvorsprünge. Hanspeter schritt durch die Staubbäche hindurch, er fühlte, wie sie ihn kühl überrieselten, und stand nun vor dem schönen Knaben.

„Die Quelle wartet der leidenden Menschen,“ sprach der junge Heilige in gutigem Wohlklang, „wer von dem Wasser trinkt, dessen Leib wird gesund, und wer darin badet, wird schön wie ein Ebenbild Gottes. Wenn du in die Schlucht kommst, befreist du das Tal von einem wüsten, heidnischen Aberglauben. Dafür wird die allerheiligste Gottesmutter Annelis unnatürlichen Wunsch verzeihen und seine Krankheit und seine Häßlichkeit durch die Kraft meiner Quelle heilen. Die Heilung mußt du dem Kaplan in Tellrüti berichten, der weit herumkommt und es weiter und weiter erzählt. Wie deine Liebe Annelis Häßlichkeit überwunden hat, mußt du das falsche Gruseln vor der Schlucht verwinden. Dann wirst du nicht nur dein Anneli wieder gesund und schön haben, sondern du hast den leidenden Menschen einen Dienst erwiesen, indem du sie auf die Heilkraft meiner Quelle hingewiesen hast.“ —

Als Hanspeter erwachte, war der Nachttau auf ihn gefallen, und er mußte sich beeilen, heimzukommen, denn er fror. Die Elendigkeit Annelis fiel wieder auf ihn, und er konnte die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen, weil ihm der Traum keine Ruhe ließ. Am Morgen schlich er sich schon frühzeitig fort und lief schnurgerade auf die Bunschluschlucht zu. Aber er brauchte noch Stunden lang, bis er, das Gruseln verwindend, den ersten Schritt in die Felspalten wagte. „Es ist nichts mit dem Traum,“ redete er zu sich, „aber ich will mir kein Gewissen daraus machen müssen, nicht alles versucht zu haben, um Anneli gesund zu machen. Und wenn mich jetzt der Mönch oder die Eisfrau packen —

nun denn! ... so sterbe ich halt ein paar Tage vor Anneli; lange überhaut sie das Leben auch nicht mehr."

Er schritt aus und schritt aus, und je mehr er in die Schlucht geriet, je mehr war es wie im Traum, so daß er bald zwischen Traum und Wirklichkeit keinen Unterschied mehr wußte. Da war die Sonne, die den Wasserstaub glitzern machte, und er mußte, von Block zu Block springend, durch einen dichten Wassers Schleier hindurch, um den tiefen Grund der Schlucht zu erreichen. Dort fand er die Quelle, wie er sie im Traum gesehen, nur der Knabe mit den Krügen fehlte. Von dem sprudelnden Wasser aber stieg ein feiner Dampf auf, und um ihn herum war es so warm wie in einem wohligerwärmten Zimmer. Hanspeter kostete höflich vom Quellwasser; es hatte einen eigentümlichen Geschmack wie von Salz und Sädheit und belebte ihn merkwürdig rasch. Ein Jubel durchrüttelte ihn; in ihm glühte ein Überschwang von Freude. — „Wohl, ... wohl, beim Tausend, das ist etwas!“ sagte er bedächtig, und es tönte hohl von den Wänden. Aber Hanspeter dachte nicht mehr an die Ungeheuerlichkeit des Ortes und an die Ofenbankgeschichten, die ihn umschauerten. Er rannte mit seinem Brenntlein Wasser heimzu.

„Da bin ich... da bin ich!“ rief er von weitem, und träufelte bald danach Anneli von dem warmen Quellwasser zwischen die schlaffen Lippen. Und schon nach dem ersten Schlücklein fühlte sich Anneli besser, viel besser, und es schaute verwundert um sich. Nunmehr wuchs ihr Lebenswille von der Stunde an, und neu wurde ihm alles in der Welt: die Blumen, der Wald, die Berge, der Himmel. Und nachts dünkte es sie, so viele Myriaden Sterne hätten noch nie auf die Gäß herniedergeblinkert.

Ihre Dankbarkeit und ihre Liebe zu Hanspeter kannten keine Grenzen mehr. Und als sie beide eines Morgens Hand in Hand und das Glück im Blick zum Kaplan nach Tellrüti wanderten, daß er sie zusammengebe, war Anneli so frisch und fröhlich wie damals, als sie Hanspeter aus den Flügen des Widdergrindes geholt, nur daß ihr unter dem Hemdlein ein warmes Herz voll Liebe und Treue schlug.

„Die Liebe kommt vom Himmel auf das Leben,“ sprach der gütige Geistliche der Einöde, als er ihnen die Hände ineinanderlegte, „wie der Tau auf die Alpenblumen, damit sie blühen und neue Schößlinge treiben. Die Liebe ist aber auch wie ein Fels, auf den sich bauen läßt, oder wie eine schöne weiße Burg ist sie, darin es sich behaglich wohnen läßt, die weithin leuchtet und hoch über allem Niedern steht und allen Stürmen und Wetteru Trost bietet, wenn jeder Stein zum andern hält und nicht eigensinnig sich abwendet. So aber die Steine tun, was sie wollen, bröckeln sie ab und die Burg zerfällt. Die Liebe ist auch wie ein guter Quell, der Durstige labet und Kranke heilt, nur muß man Sorge tragen, daß kein Unrat das Wasser vergiftet. Und der Quell ist wie ein Glaube im Menschen; wenn ihn keine bösen Gedanken vergiften, so kann er Wunder schaffen, ihr habt es erfahren ... Amen! — Die Quelle, die euch geholfen hat, heißt die ‚Weißburger Quelle‘, nur damit ihr es wißt!“ —

Und die beiden wurden glücklich und bekamen große und starke Kinder, die sich in der Talschaft niederließen. Die Sage von der Heilkraft des guten Quells verbreitete sich wie von selbst weit über alle Länder und hat seither vielen Tausenden Heilung von ihren Bresten gebracht und sie wieder gesund, an Leib und Seele gestärkt, ihren Lieben zurückgegeben. —

Selbsterkenntnis.

Eine kleine ungarische Zeitung brachte neulich folgenden Nachruf auf einen soeben gestorbenen Bürger der Stadt: „Herr Högedy hat in seinem Leben viel gelitten; er war Abonnent unserer Zeitung von ihrer ersten Nummer an.“

Schlagfertig.

„Wenn man einem Mann etwas erzählt, geht es oft zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus.“ — „Und wenn man einer Frau etwas erzählt, geht es in beide Ohren hinein und kommt zum Mund heraus.“

Wia.

„Meyer, wo händ Ehr so guet schwämme glernt?“ — „Im Wasser, Herr Lütuant.“